

(Nachdruck verboten.)

17

Cressy.

Roman von Bret Harle.

War Cressys Sprache auch ein wenig kräftig, so wurde das doch durch den süßen Wohlklang ihrer Rede und das reizende Gesicht wieder gemildert. So dachte wenigstens Herr Stacey und das ermutigte ihn zu weiteren Galanterien.

„Nun, Fräulein Cressy, da mein heutiges Geschäft mit Ihrem Vater darauf hinausläuft, einen Vergleich wegen seines Grenzlandes zu versuchen, darf ich vielleicht auch in Ihrem Interesse thätig sein.“

„Das ist ganz gleich,“ versetzte sie flink, ob Pa oder ich. „Danke sehr.“ Sie drehte sich leicht auf dem Absatz und machte ihm einen verbindlichen „Adiós“. Dabei wurde ein kleiner Pantoffel sichtbar, welcher seinen Mut noch steigerte.

„Wenn der Vergleich nur anständig ist,“ meinte er lachend. „Beim Vergleich giebt immer einer was auf. Wer hut's diesmal?“ fragte sie.

Der verblendete Stacey war bereits dahin gekommen, daß ihm diese Antwort womöglich noch schneidiger vorkam, wie seine eigne.

„O, das hat Fräulein Cressy zu bestimmen.“

Doch die junge Dame lehnte sich mit fröhlicher Miene gegen den Thürpfosten und deutete ihm an, daß das dem Unterhändler zukomme.

„Nun, ich denke, wir geben zuerst Seth Davis auf, wie? Sie sehen, ich weiß ganz gut Bescheid, Fräulein Cressy.“

„Sie machen mir bange,“ entgegnete Cressy freundlich. „Doch ich meine, der ist aufgegeben.“

„Er trieb sich damals auf dem Ball herum. Ganz wild sah er aus, wie ich mit Ihnen tanzte, als wollte er mich fressen.“

„Armer Seth! Im Essen war er immer so sonderbar,“ meinte die witzige Cressy.

Herr Stacey war verblüfft. „Und dann ist da Herr Dabney — Onkel Ben,“ fuhr er fort, „wie? Still, aber gerieben. Nimmt Stunden, bloß um jemand nahe zu sein, wie? Wächte wieder ein junger Kerl sein, weil jemand andres ein Mädchen ist!“

„Ich könnte mich vor Ihnen fürchten, wenn Sie auf immer hier wohnen,“ entgegnete Cressy mit unwiderstehlicher Naivität; „aber dann würden Sie vielleicht nicht so viel wissen.“

Stacey nahm das einfach als eine Schmeichelei hin. „Und dann ist da Masters,“ sagte er anzüglich.

„Nicht Joe?“ fragte Cressy mit unterdrücktem Lachen und sah nach der Thür.

„Ja“, entgegnete Stacey mit verdrießlichem Lächeln. „Ach, ich sehe, ihn dürfen wir nicht aufgeben. Ist er dort draußen? fügte er hinzu und versuchte der Richtung ihres Blickes zu folgen.“

Doch das junge Mädchen hatte das Gesicht abgewandt. „Ist das alles?“ fragte sie nach einer Pause.

„Na — dann wäre noch der ernste Schulmeister, der mich bei dem Walzer übertrumpfte — Herr Ford.“

Wäre er ein kühler und unparteiischer Beobachter gewesen, so hätte er das leichte Zittern in Cressys Augenlidern, sowie die eigentümliche Starre des ganzen Gesichtes bemerken müssen, die sie auch damals überfallen hatte, als der Lehrer den Ballsaal betrat. Aber er war jenes nicht, und so ging das unbemerkt vorüber. Das gewöhnliche lebhafte Spiel von Ausdruck und Farbe kam wieder und sie wandte sich gelassen zu dem Redenden. „Da kommt Pa. Sie haben wohl nichts dagegen, daß ich mir eine Probe geben lasse von Ihrer Art, zu unterhandeln, bevor Sie es mit mir versuchen.“

„Ganz gewiß nicht,“ versetzte Stacey, dem es gar nicht unangenehm war, eine so hübsche und verständige Zengin dessen zu haben, was nach seiner Ansicht ihn im besten Lichte seines diplomatischen Geschickes dem Vater gegenüber zeigen mußte. „Gehen Sie nicht fort. Ich habe nichts zu sagen, das Fräulein Cressy nicht hören und verstehen könnte.“

Das Klirren von Sporen und der Schatten Mc Kinstrys und seiner Flinte fiel in diesem Augenblick zwischen den Redenden und Cressy und entthob sie der Nothwendigkeit, zu

antworten. Mc Kinsty warf einen unruhigen Blick im Zimmer umher; als er seine Frau nicht bemerkte, schien er erleichtert, und selbst die Falten, welche der Aerger über den Verlust eines wertvollen Stieres hervorgerufen, verschwanden zum Theil von seinem rotbraunen Gesicht. Er setzte sein Gewehr vorsichtig in den Winkel, nahm den weichen Filzhut vom Kopfe, faltete ihn zusammen und steckte ihn in eine der geräumigen Taschen seines Jacketts; dann wandte er sich zu seiner Tochter, legte ihr vertraulich die Hand auf die Schulter und, ohne Stacey anzublicken, fragte er ernst:

„Was mag der Fremde wollen, Cressy?“

„Vielleicht könnte ich besser darauf antworten“, begann Stacey lebhaft. „Ich bin Vertreter von Venham u. Compagnie in San Francisco, die den spanischen Besitztitel für einen Teil dieser Besitzung gekauft haben. Ich —“

„Halt!“ unterbrach ihn Mc Kinsty schmerzhaft, aber deutlich. Er zog den Hut aus der Tasche und setzte ihn auf, ging zum Winkel und nahm seine Flinte; nachdem er indes mit schläfrigem Blick zum erstenmal die unbedeutende Gestalt Staceys betrachtet hatte, stellte er halb verächtlich die Flinte wieder weg und mit einer Handbewegung nach der Thür sagte er: „Das können wir draußen besorgen. Cressy, Du bleibst drin. Das ist bloß was für Männer.“

„Aber, Pa,“ warf Cressy ein und legte die Hand auf seinen Arm, ohne ihre frohe Miene zu verändern. „Der Herr ist wegen eines Vergleichs hergekommen.“

„Wegen — was?“ fragte Mc Kinsty und blickte höhnisch zur Thür hinaus, als bedeute das Wort eine seltene Art von Pferd, das da draußen stehe.

„Ich wollte sehen, ob wir uns nicht anständig auseinanderlegen könnten. Ich habe nichts dagegen, daß wir hinausgehen, aber hier, denke ich, können wir das ebenso gut abmachen.“ Hinter seinen schönen Federn sah kein Hasenherz, wenn auch sein Herz bei der plötzlichen Mahnung an den schlimmen Ruf des Hausherrn ein wenig schneller gepocht hatte.

„Weiter,“ forderte Mc Kinsty ihn auf.

„Die einfachen Thatfachen sind folgende,“ fuhr Stacey schon vertrauensvoller fort; „wir haben den Landstrich, wegen dessen Sie mit Harrison uneins sind, verkauft und sind verbunden, unserm Käufer das Land zu friedlichem Besitz zu übergeben. Um nun Zeit zu ersparen, sind wir willens, das Land demjenigen abzukaufen, der es uns abtreten kann. Und das sollen Sie sein.“

„Na, in Ansehung dessen, daß ich mich die letzten vier Jahre Tag und Nacht mit den verdammten Harrisons deshalb 'rumgebalgt hab', sind Sie wohl belogen,“ sagte Mc Kinsty bedächtig. „Ja — außer der Richtung auf der Nordseite, wo ich 'ne Scheune aufgestellt hab', ist nicht 'n Acre da, den ich nicht zuerst besetzt hab', und sobald ich 'n Grenzbaum gesetzt hab', haben die Harrisons ihn wieder ungerissen. Es sind nicht mehr wie fünfzig Acres, die mir da mit Recht gehören, und die Scheune kostet mir einen Menschen, zwei Pferde und diesen kleinen Finger.“

„Treten Sie uns nur die fünfzig Acres ab,“ bemerkte Stacey überredend, „und wir werden schon dafür sorgen, daß wir das übrige bekommen und die Harrisons hinaustreiben. Sie werden begreifen, daß, so bald wir nur auf Ihrer Seite in Frieden Fuß gefast haben und die Harrisons die Grenze verlassen, wir auf Grund des Rechts titels die ganze bewaffnete Macht des Scheriffs aufbieten können, um sie zu verjagen. Das ist Gesetz.“

„Das ist Gesetz?“ wiederholte Mc Kinsty nachdenklich.

„Ja,“ entgegnete Stacey. „Also,“ fuhr er mit einem selbstbewußten Lächeln gegen Cressy fort, „sind wir weit entfernt, hart gegen Sie zu sein, Herr Mc Kinsty, wollen vielmehr höchst anständig verfahren. Wir bieten Ihnen einen hübschen Preis für das einzige, das Sie uns gewähren können — thatsächlichen Besitz; und wir unterstützen Sie in Ihrem alten Zwist mit den Harrisons. Wir jagen sie nicht bloß hinaus, wir zahlen Ihnen auch sogar für das Stück, das jene besetzt halten.“

Herr Mc Kinsty legte seine noch vorhandenen drei Finger an die Stirn, als thue ihm der Kopf weh. „Dann wollen Sie also mit den Harrisons nicht unterhandeln?“

„Wir wollen sie in der ganzen Angelegenheit überhaupt gar nicht berücksichtigen,“ entgegnete Stacey.

„Auch ihnen nichts bieten?“

„Nicht einen Cent! Sie sehen also, Herr Mc Kinsty“, fuhr er großmütig, doch mit einem nutwilligen Lächeln gegen Cressy hin fort, „bei dieser freundschaftlichen Unterredung ist nichts, das draußen abzumachen gewesen wäre.“

„Wirklich?“ fragte Mc Kinsty in bedächtigem Tone und hob seine Augen zum zweitenmale zu Stacey. Sie waren blutunterlaufen und hatten einen heimtückischen Blick, ähnlich wie bei seinen umhergetriebenen Stieren. „Aber hier drin bin ich nicht ruhig genug.“ Mit einem Wink seiner verletzten Hand ging er nach der Thür. „Einen Augenblick draußen — bitte.“

Stacey stützte, zuckte die Achseln und schritt halb trotzig über die Schwelle. Mit dem bisherigen Gleichmut folgte Cressy bis zur Thür.

„Und was,“ begann Mc Kinsty und sah Stacey an, „was, wenn ich nicht will? Was geschieht, wenn ich nicht zugebe, daß sich einer in meinen Streit mischt? Wenn ich sag, daß, so niederträchtig die Harrisons auch sein mögen, sie doch nicht so gemein, so schuftig sind wie der Bergleisch? Wenn ich sag, daß ich für den Quarz, den Geseß und Civilisation mir für Frieden und Ruhe bieten, lieber Kampf und Geseklosigkeit will, trotz Scheriff und seiner Polizei? Was dann?“

„Dann kann ich nur wiederholen,“ entgegnete Stacey mit angenehmem Gleichmut, hinter welchem sich indes seine Ueberraschung und Mißstimmung nicht gänzlich verbargen, „daß das nicht meine Angelegenheit ist.“

„Nur“, bemerkte Cressy, indem sie ihre frühere Stellung am Thürpfosten wieder einnahm und das alte Varenfell, welches davor lag, mit der Fußspitze streichelte, „nur haben Sie Ihre andre Angelegenheit damit verbunden.“

„Was für 'ne andre Angelegenheit?“ fragte Mc Kinsty plöblich düsteren Blickes.

Stacey warf dem jungen Mädchen einen halb unwilligen Blick zu, den jene, die Hände auf dem Rücken und den hübschen Kopf leicht vorgebeugt, mit leichtem Lachen aufnahm.

„O nichts, Pa“, antwortete sie; „nur ein kleiner Privatunsinn zwischen mir und dem Herrn. Du sollst 'mal sehen, wie schön er reden kann — über andre Dinge als Geschäfte. Er ist so lustig und fidel.“

Dennoch, als der junge Mann mit einem halbblanten „Guten Morgen“ kehrt machte und sich entfernte, schlüpfte sie hinter ihrem Vater durch und folgte ihm — immer noch die rötlichen Hände wie reuevoll auf dem Rücken — bis zur Pforte. Ihr langer Gretchenzopf, der fast bis zum Saume des Rockes herabhing, schien ihre spröde Zurückhaltung noch hervorzuheben. An der Pforte beschattete sie die Augen mit der Hand und schaute nach oben.

„Es scheint heute kein guter Tag für Vergleiche zu sein. Ein wenig früh im Jahre, wie?“

„Guten Morgen, Fräulein Mc Kinsty.“

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff sie scheinbar mit Gleichmut, indes vorsichtig, als wäre es die Sammetpfote eines jungen Panthers, der ihn gekrakt hatte. Was war sie schließlich andres als das Junge einer ungezähmten Bestie, Mc Kinstys? Nun hatte er die Sache hinter sich. Er war nicht rachsüchtig — aber Geschäft war Geschäft, und er hatte es bei ihnen zuerst versucht.

Als er hinter einer Biegung des Pfades verschwunden war, sah Cressy nach der sinkenden Sonne. Sie trat wieder ins Haus und begab sich nach ihrem Zimmer. Durch das Fenster sah sie ihren Vater, der schon wieder zu Pferde war, nach der Weide jagen, als wolle er sich die „Ruhe-erreiten“, welche durch die eben beendete Unterredung gestört worden war. Einige sich hin und her bewegende farbige Punkte auf dem Wiesenabhange erkannte sie als die aus der Schule heimkehrenden Kinder. Eilig setzte sie sich einen großen Strohhut auf, schlüpfte zur Hinterthüre hinaus und bewegte sich wie ein geschmeidiger Schatten längs den Zäunen, bis sie im Dunkel des Waldes an der fernen Nordgrenze verschwunden war.

IX.

Ohne Ahnung von der Rückkehr ihres Gatten zu ihren alten Grundstücken und von dem Besuch, welcher das bewirkt hätte, kehrte indessen Frau Mc Kinsty langsam von einem Besuche bei dem Pfarrer heim, wo sie ihren Mageliedern freien Lauf gelassen hatte. Als sie den nächsten Thalgrund

überschritten und den waldigen Abhang erreicht hatte, welcher inmitten zwischen der Schule und dem Ranch lag, gewahrte sie die altbekannte Gestalt von Seth Davis. der den Pfad entlang schlenderte. Bei der gewohnheitsmäßigen Loyalität gegen ihren Gatten bei dessen Fehlen wäre sie wahrscheinlich trotziger hinter ihm hergeschritten, ungeachtet ihres Verbauerns über den Bruch des Verlöbnißes, allein Seth begann gemächlich ihr entgegenzukommen. In der That hatte er ihre lange, dürre Gestalt mit Umschlagetuch und holländischer Haube bereits früher bemerkt und auf sie gewartet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr mit dem Cylinder.

Von D. Karrik. Aus dem Russischen.

I.

Der Hofsund Bobil stand an der Hintertüre und harrte auf die Köchin, die ihm sein Mittagbrot bringen sollte.

Gewöhnlich brauchte Bobil nicht länger als eine halbe Stunde darauf zu warten, er wußte genau, wann seine Mittagszeit gekommen war. Um zwölf Uhr etwa näherte er sich dem Flur und begann mit dem Schwanz zu wedeln. Nach zehn oder fünfzehn Minuten zeigte sich dann die Köchin mit einer Schüssel in der Hand, und der Hund bekam sein Mittagbrot. Aber so lange wie heute, eine ganze Stunde zu warten — das war noch niemals vorgekommen.

Damit man sich an ihn erinnere, winselte er ein bißchen, dann wartete er ein wenig und dann begann er wieder zu winseln.

Wirklich, man hatte ihn heute vergessen! . . . Ein wahres Hundeleben!

Bobil stieg die Treppe hinauf und blieb auf der Schwelle stehen. In der Küche war niemand. Eine Minute vielleicht stand er unentschlossen und wedelte mit dem Schwanz. Dann ging er in die Küche hinein; dort sah er auf dem Tische einen Teller mit einem großen Roastbeef.

Was für ein herrlicher Geruch! Wie solch ein Geruch doch bezauberte! . . .

Bobil trat, ohne sich zu beeilen und fortwährend mit dem Schwanz wedelnd, an den Tisch. Dann legte er, da er nicht mehr im Stande war, sich zu überwinden, seine Vorderpfoten auf den Teller, ergriff das Roastbeef mit seinen Zähnen und . . .

Bobil ließ sich auf dem Flur nieder, legte seine zottigen Pfoten auf das Roastbeef und begann zu fressen: mit Bier, mit Entzücken. Noch nie hatte er eine so schmackhafte Speise gegessen! Es dünkte ihm, daß es gar nicht Wirklichkeit und daß er nur im Traume die hellroten Stücke des saftigen kalten Fleisches sehe. Er fraß und glaubte nicht, daß er fraß und inzwischen laurte er zornig, da er an die Hunde dachte, die auf den Hof kommen könnten und ihm das Fleisch wegnehmen.

Plöblich zeigte sich auf dem Flur die Köchin. Als Bobil sie sah, wurde er ganz verwirrt und verlegen und fing an, mit dem Schwanz zu wedeln, als dankte er ihr für das schmackhafte zubereitete Roastbeef. Die Köchin aber schrie, sobald sie Bobil sah, auf und fiel beinahe in Ohnmacht.

„Ach, Schurke! Was hast du dem gethan? Mein Roastbeef! Mein Roastbeef!“

Die Köchin lief die Treppen hinunter und stieß mit ganzer Kraft den Hund mit dem Fuße. Bobil gab einen heulenden Laut von sich, sprang auf, zog den Schwanz zwischen die Beine und lief fort, ohne das Roastbeef aus dem Munde zu lassen.

„Haltet ihn! Haltet ihn!“ schrie die Köchin so laut, daß man sie auf dem ganzen Hofe hörte. „Greift ihn!“

Bobil lief zum Thore hinaus, dort begegnete ihm der Hausknecht; der gab ihm mit dem Besen einen Hieb auf den Rücken. Mit lautem Winseln lief der Hund auf die Straße; da schlenderte der Hausknecht ihm einen Ziegelstein nach und traf ihn an die Hinterpfote. Der Hund heulte wieder laut auf und machte hinkend ein paar Sprünge, doch Hausknecht und Köchin liefen ihm nach, stießen ihn und traktierten ihn mit Fußtritten.

„Verfluchtes Tier! Krepieren sollst du, verfluchtes Wesen!“ schrie die Köchin, indem sie wütend auf den Hund losschlug. Schließlich brachte ihn ein heftiger Hieb auf den Kopf zur Raserei; er fleischte die Zähne und sahte den Unterrod der Köchin.

„Was? Du wirst noch beißen?“ schrie die Köchin, indem sie ganz außer sich geriet und von neuem dem Hunde Fußtritte verlegte.

Indessen hatte der Hausknecht kaltblütig, als ob er seine Dienstpflicht thäte, den Hund mit dem Besen geschlagen.

Die Leute begannen sich auf der Straße anzusammeln. Manche sporneten die Köchin und den Hausknecht noch an: „Das ist gut! . . . Noch mehr!“ . . .

Bobil lag beinahe bewegungslos auf der Erde.

Ein fein gekleideter Herr mit einem Cylinder auf dem Kopfe trat aus der Menge hervor, stieß die Köchin zurück und rief laut:

„Schuzmann!“

Nach ein paar Minuten kam der Hüter der öffentlichen Ordnung an die Stelle des Ereignisses.

„Führen Sie diesen Mann und das Weib auf die Polizei,“ befahl kategorisch der Herr mit dem Cylinder. „Führen Sie sie ins

Polizeiamt und nehmen Sie das Protokoll auf! Sie haben beide den Hund gequält."

"Wofür soll man uns auf das Polizeiamt führen? Was für ein Protokoll wollen Sie aufnehmen? Unser Hund ist es und da kommt so einer und sagt etwas von Protokollaufnahmen! Der Hund ist unser und wir können mit ihm machen, was wir wollen... Und Sie, mein Herr, haben kein Recht dazu, mich anzurühren!... Ich bin der Hausknecht, wissen Sie das?"

"Schutzmann! Führen Sie sofort beide auf die Polizei! Ich fordere es, ich fordere es als Mitglied der Tierchutzgesellschaft. Hören Sie? Da haben Sie meine Visitenkarte. Ich komme sofort hin. Also nehmen Sie beide mit!" Der Herr mit dem Cylinder sprach es laut, indem er jedes Wort stark betonte.

"Zuwohl!"

II.

Stephan ging auf der Straße und schwankte ganz augenscheinlich auf seinen Füßen. Er war betrunken.

Von Zeit zu Zeit verzog er das Gesicht, machte eine schreckliche Grimasse und knirschte mit den Zähnen, als ob er einen heftigen Schmerz fühlte.

Er begegnete einer Frau und blieb eine Weile stehen. Dann schwankte er auf die eine Seite, stieß sich stark an einen Zaun, lehnte sich dann gegen denselben, zog nach kurzem Bedenken die Mütze und streckte der vorübergehenden Frau seine Hand hin.

"Geben Sie mir etwas... um Gottes willen... meine gute Frau... Wie viel Tage... hab' ich schon nichts gegessen..." Er sprach mit lallender Zunge.

"Du bist betrunken!" antwortete die Frau entrüstet. "Anstatt Schnaps hättest Du Dir doch Brot kaufen können. Für Schnaps hast Du das Geld bekommen? Unverschämte!..."

Die Frau ging weiter.

"Man hat mich betrunken gemacht, gnädige Frau. Man gab mir Schnaps, ohne mir Brot zu geben... Das war solch ein Spaß... Ich bin in ein Gasthaus gekommen, um ein Almosen zu erlöten... Da sahen ein paar Händler. Stieh' Dir das Ohr durch, sagten sie, mit einer Nadel, dann geben wir Dir etwas... Und ich habe es durchgestochen. Bis jetzt blutet das Ohr noch. Da gaben Sie mir zwei Glas Schnaps... eines nach dem andern. Sie zwangen mich, es auszutrinken, und zu essen gaben sie mir nur ein kleines Stück Gurke." Stephan sprach's, indem er fortwährend der Dame folgte. "Schenken Sie mir ein paar Pfennige, gnädige Frau! Nach dem Trinken habe ich noch größeren Hunger! Schenken Sie..."

"Wirst Du sofort von mir weggehen!... Ich habe Dir doch schon einmal gesagt, ich gebe nichts! Wenn Du nicht fortgehst, ruf ich den Schutzmann..."

Stephan blieb stehen, setzte die Mütze auf, kratzte sich hinter'm Ohr und ging mit schwankenden Schritten weiter.

"Ach wo! Einem Betrunkenen wird man nichts geben! Es ist garnicht daran zu denken!" sprach er, indem er umgestammt mit den Händen gestikuliert. "Wozu hab' ich so viel Schnaps getrunken? Kommt' ich jetzt nur ein Stück Brot bekommen! Das wäre gut. Aber nein, man giebt mir nichts..."

Und wie zum Spott waren auf Schritt und Tritt Fleischläden und Konditoreien, und in den Schaufenstern lagen Schinken, gebratene Enten, Würste, Kuchen! Und der Hunger wurde immer stärker, immer unerträglich.

"Nein, einem Betrunkenen geben sie nichts!" schloß er entschieden seinen Monolog. Nach einer Weile ging er in einen Fleischladen hinein. Hinter dem Ladentisch sah der Besitzer, dick, wie ein Schwein. "Geben Sie mir doch ein Stück Brot! Ich hab' großen Hunger."

"Nach, daß Du fortkommst, betrunkenes Vieh!" schrie grob der Dide.

Stephan, der seiner Gedanken schon nicht mehr Herr war, weil ihn der Hunger fast zum Wahnsinn trieb, ergriff schnell ein großes Stück Würst vom Tisch und lief zur Thür hinaus auf die Straße.

"Haltet ihn!" schrie der Schlächter; "greift ihn!"

Stephan lief so schnell, wie er es mit seinen unsicheren Beinen konnte. Er aß die Würst gierig und verschluckte sie, ohne zu kauen.

"Haltet ihn! Haltet den Dieb!" schrieten die Händler über die ganze Straße. "Haltet!"

Zwei Schlächtergesellen und ein Portier traten ihm entgegen und schnitten ihm den Weg ab.

Ein heftiger Hieb auf den Kopf warf ihn zu Boden, und im Fallen verletzte er sich das Gesicht am Straßenpflaster.

"Du Dieb!" schrie einer, der Stephan einen Tritt in die Seite gab. Ein anderer bückte sich, ohne ein Wort zu sagen, über ihn, faßte mit der Hand in seine Haare, zog den Kopf ein wenig hoch und stieß ihn gegen die Steine. Dann wiederholte er das noch mehrere Male, ohne Erbarmen und Gefühl.

Das Pflaster unter Stephens Kopf wurde rot.

"Schlaget nicht!" ächzte er.

Ein Fleischerbursche, der vorüberkam, fragte neugierig: "Was ist los?" Ohne auf die Antwort zu warten, nahm er seinen leeren Korb und schlug Stephan damit.

"Wie wagt Ihr es, Schufte, einen Menschen so zu schlagen?" rief ein feier gekleideter Herr mit einem Cylinder.

"Mit Recht schlägt man ihn! Und sie können den Schuft für sich behalten", erwiderte der Portier beißend.

Nun kam der Schutzmann.

"Hören Sie, Schutzmann! Diese Bestien stoßen den Mensch da mit Füßen!" sagte der Herr mit dem Cylinder.

"Was ist geschehen?" wandte sich der Schutzmann zu dem Schlächtergesellen und zum Portier. "Und Sie, meine Herren, er-suche ich, auseinander zu gehen", fügte er hinzu.

Ein Betrunkener hat eine Würst aus dem Fleischladen gestohlen und wollte fort, stolperte aber und fiel und hat sich dabei ganz zer-schlagen", erzählte einer der Umstehenden.

"Bringt ihn auf die Polizei", befahl der Schutzmann, "und Sie, meine Herren, bitte ich auseinanderzugehen!"

"Ja, aber alle diese Bestien muß man doch auch auf die Polizei führen!" mischte sich wieder der Herr mit dem Cylinder ein. "Ich habe selbst gesehen, wie sie ihn geschlagen haben! Das ist ein sehr eigenmächtiges Verfahren!" erwiderte sich der Herr.

"Ach, es paßt sich garnicht für Sie, sich in solch eine Diebes-geschichte zu mischen", bemerkte der Schutzmann mit gering-schätzung.

"Nein, vergehen Sie! Ich bin Mitglied der..."

Der Herr mit dem Cylinder brach ab, winkte mit der Hand und ging seiner Wege.

Und Stephan hob man auf, zuerst bei den Haaren und dann bei den Armen. Er wollte sich zwar befreien, aber ein paar Schläge und Fußtritte händigten ihn sofort. Dann legte man Stephan auf den Boden einer Droiske, wahrscheinlich aus Angst, daß er fallen und sich zer-schlagen könnte, und brachte ihn auf die Polizei. —

Kleines Feuilleton.

k. Ein paar hübsche Anekdoten von Malern, die auf der Suche nach Motiven für ihre Bilder oft komische Erfahrungen zu machen hatten, erzählt eine englische Zeitschrift. Der Maler Boughton von der "Royal Academy" gab einmal folgendes Abenteuer zum besten, das er beim Skizzieren erlebte. Als er in den Alpen einen passenden Hintergrund mit dunklen Tannen für sein Bild suchte, fand er plötzlich genau eine Vertiklichkeit, wie er sie gesucht hatte, und auch eine malerisch gekleidete alte Frau, die sich für den Vordergrund eignete. "Ich bat die alte Dame," fuhr Boughton fort, "sitzen zu bleiben, bis ich eine Skizze von ihr gemacht hätte, und sie willigte auch gern ein. Nach einigen Minuten fragte sie mich jedoch, wie lange ich arbeiten würde. "Nur ein Viertelstündchen," antwortete ich beruhigend. Aber nach etwa drei Minuten fragte sie, und zwar mit augenscheinlicher Ungeduld, wieder, ob es noch viel länger dauern würde. "O nein, nicht viele Minuten," sagte ich, "aber warum fragen Sie so ängstlich?" "Oh, es ist nichts," antwortete sie verlegen, "ich sitze nur auf einem — Ameisenhaufen!"

David Murray hatte einst ein Bild mehrere Weilen von seinem Aufenthaltsort fast vollendet, und um es nicht den ganzen Weg zurückzutragen, ließ er es bei der hübschen Tochter eines benachbarten Farmers in Verwahrung. Als er aber am nächsten Tage sein Bild abholen wollte, waren die Farben zu seinem größten Erschrecken und Schrecken vollkommen zu einem Ton in einander verschmiert. Da die schöne Bewohnerin nicht anwesend war, fragte er die Mutter, was mit seinem Bild geschehen wäre. "Ach", antwortete diese, "mein Mädchen war ärgerlich, daß die Fliegen alle am Bild klebten, und sie hat es nur abgestäubt."

Als Murray ein andres Mal in der Picardie skizzierte, hatte er seinen Vorrat an Leinwand erschöpft und malte in Ermangelung von etwas Besseren auf einem ausgepannten Taschentuch. Das Bild wurde während einer Ausstellung in der Grosvenor Gallery von einer reichen alten Dame genau geprüft, die es gern kaufen wollte. Murray hielt es für richtig, der alten Dame zu sagen, daß das Bild auf einem feiner Taschenstück gemalt worden war. "Dann haben Sie es sicher verdorben", rief die alte Dame ganz bestürzt aus, "denn die Farbe wird niemals herausgehen."

Auch der berühmte W. B. Leader weiß von seinen Erlebnissen beim Skizzieren mancherlei Komisches zu erzählen. Als er ein bekanntes Bild des Manchester Schiffkanals während des Baues malte, betrachteten zwei dabei beschäftigte Erdarbeiter sein Bild eine Zeit lang. Dann sagte der eine: "Ich sage Dir, Jim, jener Mann hat eine Faust, die ihn nicht darben lassen wird". "Diese Kritik", bemerkte Leader dazu, "gefiel mir besser, als eine Spalte Lobhudeleien in den "Times". Als er später auf der Themse skizzierte, bat er einen Mann, der auf einer mit Schilfrohr beladenen Schaulle war, ihm zu einem Bilde zu sitzen. Nach Vollendung der Skizze gab Leader seinem Modell dafür einige Schillinge. Der Mann dankte und sagte: "Und nun bitte ich Sie um jene kleine Zeichnung, die ich meiner Frau nach Hause mitnehmen will."

— **Auswandernde Bauern.** Der "Frankf. Bg." wird aus St. Petersburg geschrieben: In die inneren russischen Besitzungen des russischen Krönigs König greift das Dorf Scharowka in der Nähe von Charkow ein. Schon oft hatte sich Herr König die Frage vorgelegt, wie er, um seinen Besitz zu "arrondieren", die Bauern wohl am leichtesten dazu bewegen könnte, ihre Scholle zu verlassen. Endlich verfiel er darauf, im Ural 6000 Hektar Land zu kaufen und nun machte er den Leuten den Vorschlag, ihre 900 Hektar in Scharowka gegen die 6000 Hektar im fernen wilden Ural umzutauschen. Die vorsichtigen Bauern gingen nicht so

ohne weiteres auf diesen Tausch ein, sondern sandten erst Rundschreiben ins Gouvernement Uba ab, wo die ihnen angebotenen Ländereien liegen. Ihre Boten kehrten mit guten Nachrichten heim, und so beschloß denn die kleine Gemeinde, ihr Dorf zu verlassen und in den Ural auszuwandern. Einige wenige Bauern bloß sind zum Lebewesen des „Landlöwigs“ noch so halsstarrig, an ihrem Besitz festzuhalten. In der Geschichte des Großgrundbesitzes steht dieser merkwürdige Fall ganz vereinzelt da. Der im russischen Volkscharakter wurzeln nomadische Trieb erklärt indessen diese ungewöhnliche freiwillige Massenwanderung. Der russische Bauer kennt das sogenannte Schollengedühl nicht. Ein abenteuerlustiger Zug ist ihm eigen. —

Musik.

Das Mozart-Fest, das in diesen Tagen vom Königl. Opernhaus veranstaltet wird, vielleicht mit dem Gedanken an Mozarts 110. Geburtstag (5. Dezember), scheint wieder einer der Versuche jenes Theaters zu sein, den Schein besonderer eigener Leistungen zu erwecken. Zum Teil soll es Dramatisches bringen, zum Teil bloß Musikalisches fürs Konzert. Auf jene Seite des Festes kommen wir am nächsten Sonntag zurück. Von dieser Seite hinwieder bildete die vorgestrige Aufführung einer lange halb verschollenen Messe in C-moll den Hauptpunkt. Das Werk war unvollendet zurückgeblieben und wurde von dem Dirigenten des Dresdener Mozart-Vereins, Alois Schmitt, auf Grund von Materialien des Komponisten ergänzt. Am 3. April d. J. fand zu Dresden die erste vollständige Aufführung statt. Für die hiesige waren der Dresdener Dirigent und größtenteils auch die damaligen Solisten gewonnen worden; im übrigen gab es außer dem Opernorchester fremde Mitwirkung. Eine Leistung aus dem Eigensten unres Opernhäuses war es also nicht. Der Dank für die Bekanntmachung mit diesem Werk soll deshalb nicht minder aufrichtig sein. Und zwar schon deshalb, weil die vorbeethovensche Musik heute leicht ungerechterweise zurückgesetzt wird. Mozart dürfte eben doch von allen Musikgrößen der im specifisch musikalischen Sinn Größte und Vielseitigste sein. Seine Messe zeigt ihn abermals als den, der so eigens musikalisch fühlte und ein so einziges musikalisches Können besaß, wie schwerlich ein Zweiter — etwa nur Bach ausgenommen. Allein man konnte doch den Eindruck haben, daß die negativen Seiten von Mozarts Kunstpersönlichkeit gerade hier, gerade neben solchen unfaßbar schönen Schöpfungen wie dem „Benedictus“ und einigen andern Teilen dieser Messe, deutlicher hervortreten als sonst. Erstens ist es viel mehr eine ausgezeichnete Musik, als eine tiefgreifende Charakteristik, und am wenigsten ein Werk im historischen Sinne der Kirche, der es dienen will. Zweitens drängt sich das konventionelle der damaligen Zeit sehr merklich auf. Mozart war eine weiche, hingebende, mit den ihn umgebenden Verhältnissen leicht befreundete Natur, kein Kämpfer, kein absichtlicher (und darum vielleicht ein um so größerer) Reformator.

Zwei Tage früher hatten wir mit einem Gegenstück zu ihm, mit dem 2. Großen Sinfonischen Abonnement-Konzert des Berliner Tonkünstler-Orchesters unter Richard Strauß. Dort wurde eine Reihe älterer und besonders neuerer Orchester-Kompositionen gebracht, die vorwiegend dem Zug der „sinfonischen Dichtungen“ im Sinne Liszt's angehören. Zufällig war an den Saaleingängen ein Heft einer Musikzeitschrift lässlich, das wohl wegen des Anscheins, als enthalte es programmatische Erläuterungen zu dem Konzert, viel gekauft wurde; tatsächlich enthält es u. a. einen Artikel über einen Komponisten ganz anderer Art, den heute die Nachhaber eben nicht zu Wort kommen lassen.

Ob wir es bedauern sollten, daß wir nicht über genug Raum verfügen, um auf jene Novität näher eingehen zu können? ! Raum zu etwas mehr thematischer Erfindung hätten diese Komponisten jedenfalls gehabt. Neben einem „Zauberwald“ des Franzosen Vincent d'Indy, dem einem nicht einmal besonders originellen Violin-Divertimento von Ch. Löffler (Solo: Prof. Halir) und dem alten, aber gern wieder gehörten „Tasso“ Liszt's ragte eine Ballade des nun schon unvermeidlichen Russen Tschailowski besonders hervor. Außerdem gab es eine „Dionysische Fantasie“ des bereits gut eingeführten S. v. Hausegger, auf Grund eines — sagen wir: Gedichtes. Dem lauten Pathos der Weltfreude, das da der Komponist entfaltete, kann man jedenfalls wünschen, daß es mehr wäre als Privatfache des Komponisten. — sz.

Aus dem Tierleben.

u. Gefräßige Vögel. Man nimmt gewöhnlich an, daß Vögel nur sehr wenig Nahrung zu sich nehmen, ja, diese Annahme hat sogar zu einer Art von sprichwörtlicher Verwendung des Wortes „Vogelappetit“ für Personen geführt, die sich mit geringen Mengen von Nahrung begnügen; geht man der Sache aber auf den Grund, so findet man, daß die Vögel nicht nur nicht geringen Appetit zeigen, sondern sogar starke Esser sind. Man hat beobachtet, daß ein Steinlaug seinen Jungen eine ganze Zeitlang in jeder Viertelstunde eine Maus brachte, im ganzen etwa 24; ein alter Steinlaug verzehrte unmittelbar nach einander und mit anscheinend gutem Appetit 7 Mäuse. Enten verzehren täglich 30 Mäuse oder ein dieser Nahrungsmenge entsprechendes Quantum an Käfern, kleinen Vögeln und dergl. Man könnte nun vielleicht meinen, daß die genannten Vögel als Raubvögel sich eines besonders guten Appetits erfreuen; das wird aber sofort widerlegt durch

die Thatfache, daß eine Holztaube 800 Getreidekörner oder 600 Erbsen, oder 180—200 Buchweizen, oder 60 große Eigelb zu sich nahm. Ein Reiher im Gewicht von 1260 Gramm verzehrte zwei Forellen, von denen die eine 540 Gramm, die andre 720 Gramm wog; er nahm also Nahrung im Gewicht seines eignen Körpers zu sich! Um sich zu vergegenwärtigen, was das bedeutet, denke man, ein Mensch von 1 1/2 Centner Gewicht wolle zu einer einzigen Mahlzeit 150 Pfund Nahrungsmittel konsumieren! Den Rekord in dieser Hinsicht scheint das Rotbrüstchen geschaffen zu haben, denn ein solches Tier im Gewicht von 30 Gramm frist in kurzer Zeit 75 Gramm Regenwürmer. Wenn junge Vögel im Nest von den alten gefüttert werden, sieht es so aus, als erhielten die kleinen Tiere wirklich nur so winzige Mengen von Nahrung, wie sie unsrer Vorstellung vom Vogelappetit entsprechen, aber es wurde festgestellt, daß z. B. Blaumeisen in den Frühstunden eines einzigen Tages 475 mal zu Nests fliegen und dabei den Jungen jedesmal eine große oder zwei kleine Raupen brachten, also eine ganz respectable Futtermenge. —

Humoristisches.

— Rab. Mutter: „Mima, wenn Du Dich abends von einem Herrn nach Hause bringen läßt, darfst Du Dich aber nicht auf der Treppe küssen lassen.“
Tochter: „Wo denn? —“

— Tropen-Latein. Dame: „Sagen Sie, Herr Doktor, sind Sie auf Ihren Reisen schon einmal mit Menschenfressern zusammengekommen?“
Afrikareisender: „Gewiß, meine Gnädige, ich stand sogar schon einmal auf der Speisekarte.“ —

— Der Renommist. A.: „Bei meiner Hochzeit haben wir über 50 Flaschen Champagner getrunken!“
B.: „Ach, soviel sind bei der meinigen allein verschüttet worden!“ —

Notizen.

— Anton Wetteheim stellt in der Beilage der Münchener „Allg. Ztg.“ fest, daß er niemals dem Bauernfeld-Kuratorium angehört, und Dörmanns Stück niemals gesehen, geschweige denn gelesen habe. In der Zukunft werden die Namen der Preisrichter angegeben. Es waren dies: der Unterrichtsminister Hartel, Alfred Frhr. v. Berger, Hofschauspieler Joseph Lewinsky, Professor J. Minor und Hof- und Gerichtsadvokat Weiffel. —

— Eine Grabbe-Feier wird am 11. Dezember, dem 100. Geburtstag des Dichters, im Schauspielhause veranstaltet; zur Aufführung kommt Grabbes „Heinrich VI.“ —

— Leo Tolstoj arbeitet gegenwärtig an einem neuen Schauspiel. —

— Die amerikanischen Schauspieler, denen unter dem Vorwande, daß sie keinen festen Wohnsitz hätten, das Wahlrecht bisher verweigert wurde, haben einen bemerkenswerten Sieg davongetragen. Ein Schauspieler strengte nämlich einen Prozeß gegen das Wahlbureau seines Viertels an, und die Richter haben ihm Recht gegeben, indem sie das Bureau verpflichteten, seinen Namen auf die Wählerlisten zu setzen. Als die Entscheidung, die als Präcedenzfall dienen wird, bekannt wurde, haben die drei Schauspieler-Klubs, die New-York zählt, illuminiert. —

— „Der tote Mann“, ein einaktiges Fastnachtsspiel von Joseph Forster, ist die nächste Novität der Wiener Hofoper. Kurz darauf wird auch Tschailowski's Oper „Pique Dame“ an derselben Bühne in Scene gehen. —

— Von den Meisterbildern fürs „Deutsche Haus“ (München, Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag) sind Blatt 13 bis 18 erschienen. Die Serie enthält: Tizian: Ueberredung zur Liebe („Himmliche und irdische Liebe“); Velazquez: Bildnis eines Herrn; Hans Holbein d. J.: Erasmus von Rotterdam; Albrecht Dürer: Die Feldschlange; Rembrandt: Die Verkündigung an die Hirten; Peter Cornelius: Die apokalypstischen Reiter. —

— Die Ausführung des Wagnerdenkmals für Berlin ist dem Professor Gustav Eberlein übertragen worden. —

— „Die moderne Skulptur um 1800 und 1900“ heißt das Thema, über das Dr. Werth. Dann am 23. November, abends 8 1/2 Uhr, im Kunstgewerblichen Verein „Albrecht Dürer“ (Dorotheenk. Realgymnasium) einen Vortrag mit Lichtbildern halten wird. Der Eintritt ist frei. —

— Der deutsche Bildhauer A. F. Kraus, der einst den preussischen Rom-Preis erhielt, später in Amerika eine Anzahl großer Skulpturen schuf, ist im Danvers-Freenhaus bei Hyde-Parl (Massachusetts), 51 Jahre alt, gestorben. —

— Ueber „Jüdische Kunstschöpfungen“ (erläutert durch Projektionsbilder) wird Prof. Dr. Grünwedel am Sonntagabend, abends 8 Uhr, im Hörsaal des Museums für Völkerkunde sprechen. Karten zu 10 Pf. sind in den Verkaufsstellen des Vereins für Volksunterhaltung zu haben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 24. November.